

Buchvorstellung „Gerhard Kittels Verteidigung“, Tübingen, 22. 11. 2019

Am 21. November 1964, vor fast 55 Jahren, schrieb der Tübinger Neutestamentler Otto Michel einen Brief an Lilli Zapf, die Historikerin der Tübinger Juden. Er bat sie, „bei Ihrer Arbeit die Probleme der Universität [gemeint sind offenkundig die der Evangelisch-Theologischen Fakultät] [...] herauszulassen.“ Dieser Bitte, von Zapf als fortdauerndes Verbot verstanden, das noch Jahrzehnte später in Geltung stand, soll heute Abend *nicht* entsprochen werden. Gegenstand soll heute vielmehr ein Komplex sein, für den Michel in seiner unklaren Diktion eine „andersartige Behandlung“ wünschte: Der mit dem Namen „Kittel“ verbundene „Fall“. Gemeint ist, wie Sie wissen, nicht der „Kittel“, den mich vor Jahren zu meiner Verblüffung einmal Shalom Albeck, Talmudlehrer in Heidelberg, bat, aus dem Regal zu holen –die von Rudolf Kittel herausgegebene wiss. Ausgabe der Hebräischen Bibel –, sondern dessen Sohn, der Tübinger Neutestamentler Gerhard Kittel, 1888 – 1948.

Am 3. Mai 1945 wurde Gerhard Kittel, Mitglied der NSDAP, prominenter Mitarbeiter des Reichsinstituts für Geschichte des Neuen Deutschlands, Ehrengast des Führers auf dem Reichsparteitag 1938, Mitglied des Vorstandes der Internationalen Vereinigung für neutestamentliche Studien (Studiorum Novi Testamenti Societas), Initiator und Herausgeber des berühmten *Theologischen Wörterbuchs zum Neuen Testament*, genannt „der Kittel“, auf das hiesige Rathaus einbestellt. Aufgrund einer Verfügung der französischen Besatzungsmacht wurde er dort festgenommen und zur Untersuchungshaft in das Tübinger Gefängnis eingewiesen. Der Arretierte teilte sein Schicksal mit sieben weiteren Universitätsprofessoren, die ebenfalls in Haft kamen: u.a. der Indologe, Religionswissenschaftler Jakob Wilhelm Hauer (1881–1962), der Althistoriker Joseph Vogt (1895–1986) und der Anthropologe Wilhelm Gieseler (1900–1976) – von ihm wird noch gesondert zu sprechen sein.

Aus dem Gefängnis wurde Kittel später gemeinsam mit 24 weiteren Tübinger Bürgern auf Schloss Hohentübingen verlegt. Dort saß er im Fünfecktturm ein, der als Gefängnis für politische Häftlinge verwendet wurde. Zum 25. Oktober 1945 wurde Kittel ohne Pensionsanspruch aus dem Universitätsdienst entlassen. Am 12. November 1945 folgte die Einweisung in das Internierungslager Balingen, ein Lager für belastete Zivilpersonen aus der NS-Zeit. Dort blieb Kittel bis zu seiner Freilassung und Verbannung in das Kloster Beuron am 6. Oktober 1946, wo er alsbald von Tübinger Theologiestudenten besucht wurde, die dort bei ihm Hebräisch lernten – offenbar auch vom späteren Akademischen Direktor am Institutum Judaicum Reinhold Mayer. Im Kloster intensivierte Kittel seine Bemühungen zur seiner Rehabilitation und Wiedereinstellung in den Staatsdienst. Im Rahmen der sog. „Euration“, des Entnazifizierungsverfahrens

der französischen Zone, füllte er den vorgesehenen Fragebogen und fügte eine Verteidigungsschrift unter dem Titel „Meine Verteidigung“ bei, fertig gestellt am 14. Dezember 1946. Eine kritisch kommentierte Edition dieses Textes soll heute Abend vorgestellt werden.

Zu Beginn ist zu betonen, worum es bei dieser Edition nicht gehen konnte: Ziel konnte nicht sein, einem Mann, der vor den Trümmerhaufen seines beruflich-wissenschaftlichen Lebens stand, rückblickend noch eins auszuwischen. Wer wie der hier Vortragende selbst das Alter überschritten hat, in dem Kittel seine Zeilen niederschrieb, kennt die Situation, die eigene Vita durchzugehen und zu überlegen, was man alles richtig, was falsch gemacht hat. Zum „Sitz im Leben“ autobiographischer Rückblicke gehört die Versuchung, Linien auszuziehen, apologetische Töne anzuschlagen, biographische Umwege zu minimieren, oder auch zu vergessen oder zu unterschlagen. Hier mag richten, wer will.

Umgekehrt kann es auch nicht um ein Verfahren gehen, das Jürgen Habermas vor 70 Jahren auf Martin Heidegger angewandt hat: den Versuch, den großen Gelehrten im Sinne einer „rettenden Kritik“ gegen sich selbst zu lesen: Heidegger gegen Heidegger, Kittel gegen Kittel. Dies nicht, weil Kittel auf dem Feld der Theologie der Rang abzusprechen wäre, der dem Philosophen in seinem Bereich zukommt (im Gegenteil). Sondern deshalb, weil die in Kittels Text dargebotene Materie sich wohl dazu eignet, heutige Leser in die Bestürzung zu treiben, nicht aber dazu, zu seiner Verteidigung aufgeboten zu werden. Dies soll Ihnen heute Abend im Rahmen dieser Buchvorstellung in gebotener Kürze gezeigt werden. Damit möchte ich einen Beitrag leisten zur Diskussion über Antisemitismus und Judenfeindschaft in unserer Gesellschaft – ein heute wieder bedrückendes aktuelles Thema. Zuvor sei noch angemerkt, dass dieses Material zu publizieren auch deshalb legitim ist, weil der Autor selbst ursprünglich nicht nur an die Verwendung im Kreis seiner Kinder und Enkel, sondern an eine öffentliche Verwendung und Verlesung in einem Verfahren zu seiner Rehabilitierung gedacht hat.

Zu diesem Verfahren kam es aufgrund seines frühen Todes 1948 nicht mehr. Eine Publikation kam aus mehreren Gründen damals nicht zustande: Zum einen wäre in den Jahren der Besatzung die französische Druckgenehmigung notwendig gewesen, die nicht zu erwarten war. Später, als eine solche nicht mehr benötigt worden wäre gab es andere Prioritäten. Vor allem wäre der Text nun als zu kompromittierend für den Autor empfunden worden.

Drei Punkte möchte ich hervorzuheben:

1. **Der „christliche Antisemitismus“:** Kittel bezeichnet sich selbst als Vertreter eines christlichen Antijudaismus; als solcher habe er versucht,

sich gegen den Parteiantisemitismus der Nazis, auch Krawallantisemitismus genannt, zu behaupten. Damit sei er, recht verstanden, im „Widerstand“ gegen die Nazis gewesen und habe sich selbst in Gefahr gebracht.

2. Diesen „christlichen Antijudaismus“ möchte Kittel über das Niveau bloßer Meinungen und Ressentiments auf ein **wissenschaftliches** Niveau heben. Es soll so etwas entstehen wie ein **auf christlich-theologischen Grundlagen basierender Antijudaismus** – ein Konstrukt, das m. E. die Bezeichnung Antisemitismus verdient. Kittels Ausführungen kulminieren in der Behauptung, er habe den Versuch unternommen, auf dem Boden des biblischen Antijudaismus eine wissenschaftliche Widerlegung des NS-Rassenantisemitismus zu finden.
3. Drittens sind Anmerkungen zu Kittels persönlichem Umgang mit Juden, Judenchristen und seinen jüdischen Mitarbeitern vor 1933 zu machen.

1. Zum christlichen Antijudaismus

Kittel bezeichnet sich in seiner Schrift selbst als Vertreter eines christlichen Antijudaismus. Er stellt in diesem Zusammenhang die grundsätzliche Frage:

„ob es in der christlichen Kulturwelt als Verbrechen gilt und mit Gewaltmaßnahmen verhindert werden muss, eine an die Weisungen Jesu Christi und seiner Apostel anknüpfende und von dort her normierte Stellung zur Judenfrage zu vertreten?“

Weiter heißt es – Kittel spricht von sich in der 3. Person:

„Wer diese Stellung Kittels für verwerflich erklärt, wird nicht umhin können, zuerst die Stellungnahme Jesu Christi, seiner Apostel Paulus u. Johannes, der Kirchenväter, der altkirchlichen Synoden, ebenso die Martin Luthers und Goethes als Verirrung zu brandmarken und zu verwerfen.“

Um diese Äußerung zu verstehen, muss man die intendierte Dialektik sehen. Kittels Theologie ist vom Topos des jüdischen Propheten- und Christumordes aus konstruiert. In seiner Optik nimmt sich diese gewaltsame Auseinandersetzung im (wie es damals hieß) „Spätjudentum“ wie ein jüdischer Bürgerkrieg aus. „Die Juden“ waren (und sind) demnach wirklich Propheten- und Christusmörder. Freilich waren die von ihnen Ermordeten selbst ebenfalls wirkliche *Juden* – von der Theorie eines arischen Jesus, der Kittels Schüler Walter Grundmann sich annäherte, hat sein Lehrer selbst wenig gehalten. Nach Kittel kam es gerade darauf an, dass im Judentum Heil und Unheil auf zwei

Seiten innerhalb desselben Volkes verteilt sind. Das Heil floss freilich im Christusereignis zusammen, während das Unheil aufgrund des fortwährenden „Ungehorsams“ der Juden sich über die Jahrhunderte potenzierte und gegenwärtig in einer globalen Bedrohung sichtbar zu werden schien.

Immerhin konnte Kittel in einem Zeitungsbeitrag 1933 schreiben:

„Wer sich anmaßt, im Namen der Bibel über Israel zu reden, der muss den Mut haben, von *beidem* zu reden. [Er] darf *weder* allein von dem ‚verfluchten und verworfenen Volk‘ *noch* allein von dem ‚ausgewählten Volk‘ reden, sondern allein von dem Volk, das beides in seiner von Gott ihm verhängten Geschichte ist.“

Zentraler Punkt für Kittels Verständnis der über die Juden verhängten Geschichte ist das „Problem der Mischehe von Juden und Nichtjuden“. Kittel war ein „radikaler Gegner solcher Ehen“ und trat „für deren gesetzliches Verbot ein.“ In seiner Verteidigung verweist er auf seinen Aufsatz über „Das Konnubium mit den Nichtjuden im antiken Judentum“ (1937). Dort habe er den Nachweis geführt,

„dass die ursprüngliche Haltung des Judentums, wie sie [...] die Gesetzgebung von Esra und Nehemia spiegelt, gleichfalls die Ablehnung nicht nur der religiösen, sondern auch der völkischen Mischehe war.“ Die „Proselytenehe“, wie sie der Talmud vorsehe, stelle demgegenüber „eine spätere Umbiegung und Erweichung jener (ursprünglichen) Grundsätze“ dar.

Einen Aufsatz über die „Mischehen“ veröffentlichte Kittel bezeichnenderweise in der von einem Tübinger Kollegen herausgegebenen *Fachzeitschrift* „*Der Biologe*“. Kittel griff hier dieselbe Frage nochmals auf und zog Verbindungslinien vom biblischen Verbot zu entsprechenden Normen in der Alten Kirche, im Luthertum [...] und im Kirchenrecht der römischen Kirche.

Hier taucht ein geschichtsmetaphysisches Bild auf, das Kittel in seiner in der Öffentlichkeit bekanntesten Schrift gezeichnet hatte, seinem Pamphlet zur Judenfrage des Jahres 1933.

Kittel hatte in diesem Text vier Optionen zur Lösung der „Judenfrage“ erwogen:

- a) die Ermordung aller Juden (das sei praktisch undurchführbar und sinnlos),
- b) die Sammlung aller Juden außerhalb Europas in einem eigenen Staat (der Zionismus sei aber ein britisch inspiriertes und säkularistisches Projekt und schon deshalb abzulehnen, auch sei der Zionismus innerjüdisch umstritten).

- c) Die Assimilierung (diese habe bekanntlich unheilvolle Konsequenzen gehabt) und
- d) der Verbleib der Juden in Europa unter Zurückstufung auf den Status rechtlich minderprivilegiertes „Gäste“.

Die letztere Lösung, so Kittel, sei die akzeptable und praktikable Lösung. Sie entspreche auch dem Geschichtsplan Gottes, weil nicht nur die Vertreibung der Juden aus ihrem Heimatland durch die Römer, sondern auch ihre Einschließung ins Ghetto ein von Gott verhängtes Schicksal sei.

Indem die Juden sich aber bereits in der Spätantike von ihren Gesetzen abwandten, hätten sie gegen ihr Geschick rebelliert. Ihre Vermischung mit anderen Völkern und die Umgestaltung des ursprünglichen biblischen Judentums zu einer „Privilegierungsreligion“ habe bereits in der Spätantike Unheil angerichtet und letztlich zur Zerstörung des römischen Reiches beigetragen. Es sei dann die historische Aufgabe des christlichen Mittelalters gewesen, die Juden ins Ghetto zurückzudrängen mit der Kirche als Wächter und Hüter dieses Ghettos. Als die Mauern des Ghettos mit der Französischen Revolution gefallen seien, habe das Unglück von Neuem begonnen.

Kittel bringt es fertig, diese kruden Vorstellungen mit aus seiner Sicht „judenfreundlichen“ Formulierungen zu verbinden: Er stellt fest, dass das moderne Verbot der Mischehe (Nürnberger Gesetze!) ja den Forderungen entspreche, die das fromme Judentum selbst stelle. Er verbindet seine Forderung, die Juden ins Ghetto zurückzutreiben, auch mit einem Plädoyer für die jüdischen Speisegesetze und die rituelle Schlachtung.

Der Nazi-Chefideologe Alfred Rosenberg hatte „das Schächten“ als „furchtbare Tierquälerei“ bezeichnet, was „seitens menschlich gesinnter Tierärzte und deutscher Verbände“ [...] „immer wieder nachgewiesen worden“ sei. Die N.S.D.A.P. habe sich daher „sofort an die Spitze des Kampfes zur Abschaffung der Quälerei gestellt.“ Kittel setzte sich demgegenüber für den **Schutz** des jüdischen Rituals ein. Er formulierte, dass ein „Schächtgebot das zu bekämpfende Judentum“, d.h. assimilierte Juden, „härter trafe als ein Schächtverbot“ (Die Judenfrage, 41).

„Denn für den deutschen Volkskörper ist das unheimlichere Gift [...] nicht derjenige Jude, der lieber vegetarisch lebt als daß er Ungeschächtetes oder Schweinernes äße, sondern der andere, der aufgeklärte, dem koscher und Schwein so gleichgültig ist wie Sabbat und Beschneidung. Ihm würde man die Maske seiner Assimilation herunterreißen, wenn man ihm *verböte*, Ungeschächtetes [...] zu essen.“

Solche Formulierungen wirken nach 1945 noch bizarrer als 1933. Sie machen deutlich, dass judaistische Belesenheit nicht vor grotesken Fehl- und Vorurteilen schützt. Darüber hinaus zeigen sie einen Autor, der sich von seiner Quellenkenntnis her seinen Gegnern wissenschaftlich (und auch moralisch) überlegen fühlt und der auch 1946 ein gutes Gewissen hat.

Jene Schrift zur „Judenfrage“ 1933 führte bekanntlich zu einem öffentlichen Briefwechsel Kittels mit Martin Buber. Gershom Scholem reagierte darauf mit dem berühmt gewordenen Diktum, die Schrift Kittels sei „unter allen schmachvollen Dokumenten eines beflissenen Professorentums, die uns doch immer wieder überraschen, eines der schmachvollsten“.

2. Wissenschaftlicher Antijudaismus/Antisemitismus

In seiner Verteidigung des Jahres 1946 spielt Kittel seine Überlegenheit nicht nur seinen Richtern gegenüber aus. Er bringt sie auch in seinen Äußerungen gegenüber der von ihm als Krawall-Antisemitismus bezeichneten NS-Ideologie zum Ausdruck. Kittel sah das Unheil nicht in einer wie auch immer zu bestimmenden jüdischen „Rasse“. Die offizielle NS-Rassentheorie hielt er für unbegründet und unwissenschaftlich. Er war der Meinung, der unzulänglichen NS-Ideologie den besser begründeten und historisch tief in der Geschichte des Abendlandes verankerten christlichen Antijudaismus entgegenstellen zu können. Der Antisemitismus war seiner Meinung nach eine zu ernste und seriöse Angelegenheit, als dass man dies den Nazis überlassen sollte: Christen können das besser (so könnte man Kittel paraphrasieren)! Sein Beitrag in den Jahren 1933-1945 habe darin bestanden, das, was die Nazis als Krawall inszenierten, ernst und wissenschaftlich zu begründen.

Zur Einordnung dieser Diskussion ist ein Blick auf das späte 19. Jahrhundert hilfreich. Damals waren die Vertreter des modernen Antisemitismus der Meinung gewesen, mit ihrer „wissenschaftlich begründeten“ und modernen Rassentheorie dem bloßen antijüdischen Ressentiment der Christen überlegen zu sein: Früher habe die Gegnerschaft zu den Juden auf rational nicht zugänglichen konfessionellen Meinungen beruht; mit dem modernen Antisemitismus werde sie auf solides wissenschaftliches Fundament gestellt. Kittel möchte diese Frontstellung aus dem späten 19. Jahrhundert umkehren.

In seiner Verteidigung heißt es, es sei notwendig, den altisraelitischen und jüdischen Menschentypus anthropologisch zu erforschen, um so in der „Diskussion [...] über unbrauchbare und dilettantenhafte Schlagworte“ hinauszukommen. Um seine bereits angedeutete Theorie zu begründen, suchte

er die Zusammenarbeit mit führenden Anthropologen und Rassenforschern des 3. Reiches.

Man muss sich dabei klarmachen, dass Forschung im frühen 20. Jahrhundert auch außerhalb Deutschlands und prinzipiell auch außerhalb von NS-Kreisen eine anerkannte Wissenschaft war. Klaus Scholder spricht im Hinblick auf diese Tatsache von einer

„fast unüberbrückbare(n) Kluft [...], die die Lebensbedingungen und das Bewußtsein der damaligen Zeit von der heutigen trennt. Dazwischen liegt die Kenntnis der grauenhaften Folgen, die die wissenschaftlichen Theorien über die Verschiedenheiten der menschlichen Rassen in den Händen der [NS.]-Machthaber zeitigten.“

Es ist nun ratsam, den Kreis der damaligen „Rassenforscher“ genauer anzuschauen. Kittels Wahl fiel nämlich nicht auf seinen Tübinger Kollegen Wilhelm Gieseler, obwohl dieser einer der bekanntesten und einflussreichsten Rassenkundler des Dritten Reiches war. Gieseler, zwölf Jahre jünger als Kittel, hatte im Mai 1934 in Tübingen ein Extraordinariat für Rassenkunde und Anthropologie erhalten. Erst im Oktober 1938 wurde er zum ordentlichen Professor für Rassenbiologie berufen. Gieseler und Kittel, der bereits 1939 für vier Jahre zu einer Lehrstuhlvertretung nach Wien ging, wirkten demnach nur kurze Zeit als gleichrangige Kollegen am selben Ort. Wichtig dürfte für Kittel auch gewesen sein, dass Gieselers Lehrstuhl 1938 an die Stelle des Ordinariats für Altes Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät getreten und der medizinischen Fakultät zugeordnet worden war. Rassenbiologische Grundlagenforschung ersetzte hier gewissermaßen das AT – für einen Theologen eine Entwicklung, die die „Rassenkunde“ als neue „Leitwissenschaft“ als in bedrohlicher Weise übergriffig zeigte. Die Entwicklung sah besonders gefährlich aus, weil der 1937 zum Rektor der Universität ernannte Hermann Hoffmann (geb. 1891) selbst ein Vertreter dieser Wissenschaftsrichtung war und auf dem Gebiet der „Rassenhygiene“ publizierte.

Stattdessen fiel Kittels Wahl auf den Berliner Rassenforscher Eugen Fischer (1874–1967). Fischer hatte von 1927 bis 1942 den Lehrstuhl für Anthropologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin inne. Im gleichen Zeitraum war er Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin-Dahlem. Bereits im Kaiserreich und in der Weimarer Republik hatte er sich einen Namen als Anthropologe und „Rassenhygieniker“ gemacht. 1874 geboren, war er 14 Jahre älter als Kittel. Er hatte also den Vorteil der Anciennität – Kittel konnte von seinem Renommée profitieren. Er war aber auch bekannt dafür, sein eigenes Tätigkeitsfeld nicht als Theologie-Ersatz zu inszenieren, da er mit Theologen zusammenarbeitete.

In Berlin war Fischer Mitglied der berühmten Mittwochs-Gesellschaft, jener Runde, zu der der Kirchenhistoriker Hans Lietzmann, der Historiker und politische Publizist (und Verteidiger der Weimarer Republik) Hermann Oncken und der „nicht-arische“ (aber getaufte) Kunsthistoriker Werner Weisbach gehörten. Klaus Scholder hat das Milieu dieses Kreises, in dem die anderen Mitglieder „den Ideen des Dritten Reiches in der einen oder anderen Weise nahestanden“ so beschrieben, dass die Mitglieder „über ein hohes Maß von persönlicher Integrität“ verfügten, so dass dieser Kreis zusammenhielt und es zu keiner Indiskretion kam. Einige Mitglieder dieses Kreises, unter ihnen der ehemalige deutsche Generalstabschef Ludwig Beck und der preußische Finanzminister Johannes Popitz beteiligten sich später an den Umsturzplänen des 20. Juli 1944. Die Rede von einem „Widerstand“ im Milieu von Fischer und Kittel ist daher nicht von vornherein unglaubwürdig. Freilich muss man genau hinschauen, was mit „Widerstand“ im Einzelfall gemeint ist – zu den Plänen gehörten bekanntlich auch Überlegungen, Wege über Hermann Göring zu finden (1938) – die deutet dies Kittel in seiner Verteidigung an – oder Hitler durch Heinrich Himmler, den „Reichsführer SS“, zu ersetzen (1943).

Offenbar fand Kittel auch das wissenschaftliche Profil Fischers ansprechend. In der Literatur ist von Vorbehalten die Rede, die Fischer radikaleren Vertretern seines Fachs wie Hans Friedrich Karl Günther (1891–1968) gegenüber gehabt habe. Hier treten Differenzen in den Blick, die Kittel anspricht, wenn er sich von der als „Krawall-Antisemitismus“ bezeichneten NS-Doktrin absetzt.

Geforscht hatte Fischer in Deutsch-Südwestafrika, wo er 1908 sogenannte „Rassenkreuzungen“ in einer Mischbevölkerung untersucht hatte, die aus Beziehungen zwischen Nama-Frauen (in der Kolonialliteratur abwertend „Hottentotten“ genannt) und Buren entstanden war. Er hatte dabei nachgewiesen, dass „die Vererbung von Rasseneigenschaften den Mendelschen Gesetzen folgt.“ Diese Expertise für „Rassenkreuzungen“ machte Fischer in Kittels Augen offenbar besonders geeignet für eine Zusammenarbeit.

Über das von ihm mit Fischer geschriebene populärwissenschaftliche Buch „Das antike Weltjudentum“ (1943) so Kittel, habe er schon vor dem Krieg mit Albrecht Alt in Leipzig korrespondiert. Bei der Vorbereitung dieses Projekts sei er auch auf Arbeiten des Tübinger Alttestamentlers Karl Elliger gestoßen, die mit palästinischen Schädelknochen in Verbindung gestanden hätten. Weil Elliger seit Kriegsbeginn Soldat war, seien diese Untersuchungen zurückgestellt worden – das Fischer-Kittel'sche Buch über das antike Weltjudentum erschien zunächst ohne Elliger und für sich allein. Um was es sich bei diesen Knochen Elligers handelt, ließ sich bislang aus keiner anderen Quelle verifizieren – ich nenne dieses Detail an dieser Stelle in der Hoffnung, vielleicht in diesem Kreis einen Hinweis zu bekommen.

Im Zuge seiner Untersuchung in diesem Buch ging Kittel von den Funden der Synagoge in Dura Europos aus, jener antiken Stadt im Osten Syriens, die im 3. Jahrhundert zum röm. Reich gehört hatte. Um „jüdische Typen“ ausfindig zu machen, verglich er die dort entdeckten Abbildungen mit Mumienportraits aus dem hellenistisch-römischen Ägypten und von Terrakotta- Funden aus Trier. Unter Berufung auf den Althistoriker Josef Vogt und den Ägyptologen Flinders Petrie behauptete er, Grotesk- und Mimenfiguren identifizieren zu können, aus denen sich antiker Protest gegen die Mischehen der Juden herauslesen lasse.

„Das archäologische Material ergab [...] den eindeutigen Nachweis, der durch ein damit zusammenstimmendes literarisches Quellenmaterial gestützt wurde, dass der karikaturistische Typus der Trierer Stücke in einem großen Zusammenhang steht, und dass er letztlich auf die im alexandrinischen Mimus geübte Verspottung des Juden zurückweist.“

Dieses Buch ist ein überaus merkwürdiges Dokument. Kittel bringt eine Aneinanderreihung von Quellen aus der Bibel, dem Frühjudentum und der rabbinischen Literatur. Die Überschriften lauten: „Die jüdische Ausbreitung über die antike Welt“, „Der Assimilationsjude“, „Rassenreinheit und Rassenmischung“, „Der Geschäftsjude“, „Tatsächliche und gefälschte Privilegien“ und „Die Menschenfeinde“.

Doch während die Texte Kittels immerhin verifiziert (oder auch falsifiziert) werden können, machen die Auslassungen Fischers, des gefeierten Anthropologen, den Eindruck bloßem Geschwafels.

Als Fazit anthropologischer Wissenschaft lesen wir Sätze wie diese:

„Es wird aber kein Mensch daran zweifeln, daß man sehr zahlreiche Juden mit völliger Sicherheit aus Nichtjuden heraus erkennen kann... Es ist nicht angängig, die Angabe eines allgemeinen ‚Eindruckes‘ von ‚jüdisch‘ bei der Beurteilung der Bilder als unwissenschaftlich abzutun. Beim erfahrenen Forscher ist eben dieser Eindruck der Niederschlag von sehr zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen. Genau so stellt häufig am Krankenbett der erfahrene Arzt eintretende Besserung oder Verschlechterung nach allgemeinem Eindruck fest...“

Wie dies mit der von beiden vertretenen Auffassung vereinbar ist, heutige Juden seien das Ergebnis von „Rassenmischung“, bleibt ihr Geheimnis. Fischers Behauptung, , dass „unter den Portraits Gesichter zu finden“ sind, die heutigen Ostjudentypen z.B. aus dem polnischen Gebiet oder aus früheren Judenkreisen Deutschlands ungeheuer ähneln“, passt ebenso wenig in das vorgebliche Schema wie der Vergleich antiker Mumienbilder

„Nase sehr schmal, Form des Rückens vorderasiatisch, Lippen dünn, Kinn stark zugespitzt, Augen [...] etwas mandelförmig. Physiognomischer Gesamteindruck deutlich ‚jüdisch‘“

mit Porträts, die 1940 im Ghetto Litzmannstadt (Łódź) gemacht worden waren.

Überflüssig hinzuzufügen, dass Kittel nicht begründen kann, welchen biblischen oder „heilsgeschichtlichen Sinn“ es haben sollte, durch Repristinaton von Ehegesetzen die „Reinheit“ einer Mischrasse zu wahren.

Wozu die Exzesse „anthropologischer Forschung“ führen konnten, zeigte die vom NS-Propagandaministerium 1938 in München veranstaltete Ausstellung „Der ewige Jude“. Zu sehen war hier neben den von Kittel erwähnten Trierer „Judenfratzen“ die „Lebendmaske“ des Idealtypus eines „jüdischen Bolschewisten“ in Deutschland, des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Werner Scholem. Scholem saß zu dieser Zeit im KZ Buchenwald ein. Sein Bruder Gershom Scholem versuchte in diesen Monaten vergeblich, den später ermordeten Werner Scholem freizubekommen.

In seiner Verteidigung stellt Kittel stolz fest, er habe sich durch die Zusammenarbeit mit den Anthropologen

„eine Plattform für seine Forschungen [...] geschaffen, wie sie in dieser Weise für einen Theologen *völlig einzigartig* war; eine Plattform, in der seine Arbeit für die Vulgärrassisten nahezu unangreifbar wurde und von der aus der um die Bibelwissenschaft und -forschung der Theologie gelegte – so gut wie hermetische – Absperrungsring *gesprengt* und die Bahn in die wissenschaftliche Öffentlichkeit freigelegt war.“

Die Strategie im Jahre 1946 besteht offenkundig darin, die für uns als am meisten anstößig, ja skandalös erscheinenden Aspekte seiner Tätigkeit als Speerspitze des Widerstandes darzustellen. Kittels Resümee lautet, die Feststellung übertreibe nicht, *er sei auf dem Wege gewesen,*

„über die Anthropologie und im Bunde mit ihr den vulgären Rassenantisemitismus endgültig an der Wurzel zu überwinden!“

3. Kittels persönlicher Umgang mit Juden

Das Irritierendste an diesem „Fall“ ist noch etwas anderes. Leonore Siegele-Wenschkewitz hat vor über 40 Jahren darauf hingewiesen, dass der Tübinger Neutestamentler in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren ein theologisches Milieu geschaffen hatte, in dem rabbinische Literatur geschätzt

wurde und in dem man diese Texte gemeinsam mit Juden las. Dies war zu dieser Zeit eine Tübinger Besonderheit. Zu erwähnen ist Kittels Herausgeberschaft der Reihe *Rabbinische Texte* mit dem Londoner Talmudspezialisten Arthur Marmorstein (1882–1946), die Kittel 1933 noch einige Monate lang aufrechtzuerhalten suchte. Zu nennen ist auch seine Zusammenarbeit mit dem rabbinischen Gelehrten Israel Issar Kahan (1858–1924). Kittel beschäftigte auch jüdische Mitarbeiter wie den litauisch-jüdischen Rechtsgelehrten Gutel Tovia Leibowitz (geb. 1899) und den Talmudübersetzer Gerschenowitz und zog sie für seine Projekte heran. In dieser Hinsicht war er damals Vorreiter und Pionier.

Nach 1933 wollte Kittel die staatliche Gesetzgebung, die in modifizierter Form auch die Kirche übernehmen sollte, von den Obliegenheiten der – wie er es auffasste – persönlichen Nächstenliebe trennen. So setzte er den privaten Umgang mit jüdischen (vor allem judenchristlichen) Zeitgenossen fort. Er zeigte sich in gewissen Grenzen sogar solidarisch. „Arm in Arm ging er“ am 1. April 1933, dem Tag des Judenboykotts, mit Hugo Löwenstein, einem zwanzig Jahre zuvor von Adolf Schlatter getauften Tübinger Judenchristen, vor dessen Tapetengeschäft auf und ab, „um seine Solidarität [...] öffentlich unter Beweis zu stellen“. Diese Einlassung Kittels in seiner Verteidigung lässt sich aus anderen Quellen bestätigen.

Kittel hatte auch danach keine Einwände, judenchristliche Studenten zum Examen und zur Promotion zuzulassen. Der als „Halbjude“ von den Rassegesetzen betroffene Wolfgang Schweitzer, der in Tübingen Theologie studierte und bei Michel promovierte, berichtet davon, Kittel habe ihn im Rigorosum „fast kollegial-freundlich behandelt“. Schweitzer, nach dem Krieg ein links engagierter politischer und ökumenischer Theologe, hatte rückblickend keinen Grund, Kittel zu schonen.

Daneben bietet Kittel in seiner Rechtfertigung jüdische und „halbjüdische“ Zeugen auf (zum Teil getaufte Juden), von denen er sagt, er habe ihnen geholfen. Die Akte Kittel im Universitätsarchiv enthält von Zeugenaussagen und Briefe Überlebender, die diese Hilfe bezeugen.

Besonders merkwürdig ist Kittels Berufung auf den Stuttgarter Judenchristen, den Zahnarzt Dr. Erwin Goldmann. Goldmann war Leiter einer kirchlichen Hilfsstelle für christliche Nichtarier, des am 20. Juli 1933 gegründeten „Reichsverbandes christlich-deutscher Staatsbürger nichtarischer oder nicht rein arischer Abstammung“, seit 1936 „Paulusbund - Vereinigung nichtarischer Christen“. Die württembergische Filiale dieser Selbsthilfeorganisation, zu deren Grundsätzen die Betonung der Zugehörigkeit ihrer Mitglieder zu Deutschland und die Loyalität zum Reich gehörte, wurde seit 1933 von dem mit Kittel bekannten Goldmann geleitet. Heute wissen wir, dass der württembergische

Zweig des am 10. August 1939 aufgelösten Paulusbundes nur aufgrund der Nähe Goldmanns zur Gestapo und SS zeitweilig weiterbestehen konnte. Mit Wissen Kittels und oder durch seine Vermittlung (so deutet er es jedenfalls an) sei eine Unterredung Goldmanns mit Winifred Wagner zustande gekommen, in der der mit Hitler befreundeten Frau die furchtbare Lage der Juden geschildert worden sei.

Goldmann seinerseits erwähnt Kittel in seinen Erinnerungen als „Nothelfer“, dem „Einzelseelsorge bei uns Glaubenspflicht und Herzenssache war.“ Weiter schreibt Goldmann:

„Ich sehe ihn noch immer vor mir, entweder in seiner Wohnung in Tübingen, hier in Stuttgart bei der Hilfsstelle oder – trotz Parteiabzeichens – irgendwo in der Öffentlichkeit mit anderen aus unseren Kreisen oder mir allein. Das Abzeichen hat Kittel auch nie daran gehindert, in großen Gaststätten vor und nach dem Essen sichtbar die Hände zu stillem Gebet zu falten.“

Unklar bleibt, ob Kittel wusste, dass Goldmann nach dem Krieg wegen seiner Tätigkeit im Sicherheitsdienst des Reichsführers SS seinerseits angeklagt wurde und in Haft kam.

Es handelt sich hier um einen Fall, den auch Helmut Thielicke in seinen Erinnerungen erwähnt. Thielecke war Goldmann in den Kriegsjahren in Stuttgart begegnet. Vom Oberkirchenrat gewarnt, Goldmann sei als Jude besonders ‚gefährlich, weil [...] jedermann annehme‘, er müsse ein ‚geborene(r) Gegner des Regimes‘ sein, entrüstet sich Thielicke über den ‚Gestapo-Spitzel, der unter anderem ‚Abend für Abend‘‘ seine öffentlichen Vorträge mitgeschrieben habe. Während Thielicke Goldmann anklagt, glaubt Kittel in seiner Haft von seiner Bekanntschaft mit ihm profitieren zu können.

Ein anderer und in jeder Hinsicht herausragender Fall ist Kittels Verhältnis zu dem Talmudübersetzer Chajim Horowitz. Als Mitarbeiter Kittels übersetzte Horowitz in Tübingen die ersten Traktate des Jerusalemer Talmuds ins Deutsche und legte den Grund für die später auf Anregung Martin Hengels vom Verlag Mohr Siebeck übernommene und bis in die Gegenwart fortgeführte Reihe der Übersetzungen des Talmud Yerushalmi.

Horowitz floh 1933 nach Amsterdam. Von dort aus half er noch, den ersten Band von Kittels Wörterbuch Korrektur zu lesen. Im Vorwort des 1. Bandes des Wörterbuches wird Horowitz neben Walter Grundmann genannt. Unter anderen Umständen hätten Horowitz, Grundmann, Karl Georg Kuhn und Heinrich Rengstorf gemeinsam als Kollegen und Mitglieder einer Art „Kittelschule“ gelten können.

In seiner Verteidigung kommt Kittel 1946 auf Horowitz zu sprechen, ohne die frühere Zusammenarbeit zu erwähnen. Es heißt dort:

„Der längere Zeit in Tübingen lebende Volljude Chaim Horowitz, der 1933 nach Holland auswanderte [...], sagte beim Abschied zu Kittel: ‚Sie haben eine tiefere Liebe zu Israel und kennen das Wesen dieses Volkes besser als viele Namensjuden.‘“

Horowitz wird hier als Kronzeuge von Kittels vorgeblicher „Liebe zu Israel“ vorgeführt. Das soll den Neutestamentler entlasten. Man wird dies nicht anders als zynisch nennen können. Jedenfalls nahm Kittel die Äußerung seines fliehenden Mitarbeiters (von der man nicht nachprüfen kann, ob sie so tatsächlich gefallen ist) auch 1946 noch für bare Münze.

Abgesehen davon bringt er für das Schicksal des ehemaligen Untergebenen und seiner Familie kein Interesse auf. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen wurden sein Vater, seine Mutter und drei seiner Geschwister deportiert und ermordet. Horowitz selbst floh weiter nach Frankreich, wo seine Frau Lea am 25. August 1942 durch die Gendarmerie verhaftet und 1942 nach Auschwitz verschleppt wurde.

In der Literatur fällt gelegentlich das Wort „zeitbedingt“. Es wird angemahnt, „zeitgeschichtlich“ zu differenzieren „die Mentalität vieler Menschen in der damaligen ‚Aufbruchsstimmung‘ 1933“ zu bedenken. Diese Forderung ist verständlich. Sie ist berechtigt, auch wenn die Berücksichtigung in Aporien geschichtlichen Verstehens führt, wie ich sie bei der Bearbeitung dieses Stoffes wie bei noch keinem anderen Sujet empfunden habe. Man wird dieser Forderung freilich nur gerecht, wenn in gleicher Weise zeitbedingte Stimmen der Opfer zu Wort kommen.

So setzte Victor Marx aus Tübingen, der sechs Konzentrationslager überlebte hatte – während Kittel einsaß und seine Verteidigung schrieb – noch 1945 auf dem jüdischen Friedhof in Wankheim einen Gedenkstein mit den Namen der aus Tübingen und Reutlingen ermordeten Juden (56).

So wurde im Dezember 1946, als Kittel die Niederschrift seines Textes beendete, vor dem Amtsgericht Tübingen der Strafprozess zur Ahndung der Synagogenbrandstiftung vom 9. November 1938 geführt. Die Brandstifter wurden zu Zuchthausstrafen von einem Jahr und acht Monaten beziehungsweise zwei Jahren und sechs Monaten verurteilt.

So korrespondierte Chaim Horowitz 1946 mit Kittels Nachfolger Otto Michel, offenbar in der Hoffnung, wieder in Tübingen eine Anstellung zu

finden. Erhalten sind zwei Briefe und eine Postkarte, in der Horowitz sich auch nach seinem früheren Arbeitgeber erkundigt.

Auch zu Karl Heinrich Rengstorf, einem weiteren Mitarbeiter Kittels, nahm Horowitz Kontakt auf. Zeitweise bestand Aussicht auf eine Wiederaufnahme der Zusammenarbeit. Anlässlich eines Besuches in Rengstorfs Wohnung in Münster entdeckte Horowitz eines Tages aber ein Foto seines Gastgebers in Uniform und suchte daraufhin panisch das Weite – so berichtet jedenfalls der katholische Theologe und Judaist Peter Kuhn, ein Schüler des späteren Papstes Josef Ratzinger, mit dem Horowitz später in Bonn in Kontakt stand. Die fatale Szene führte dazu, dass der Münsteraner Lehrstuhlinhaber von weiterer Zusammenarbeit Abstand nahm. Im Arbeitsbericht des Institutum Delitzschianum aus dem Jahre 1950/51 heißt es:

„Bedauerlicherweise musste die Zusammenarbeit mit [...] Horowitz [...] aufgegeben werden, weil er sich nicht bereit fand, sich in seinen Lebensgewohnheiten den Erwartungen anzupassen, die an ihn gestellt werden mussten.“

Ein Opfer, durch den Krieg versehrt, traumatisiert, ängstlich und in den Augen derer, die nicht ihr Schicksal litten, „funktionsuntauglich“, wird ausgemustert. Diejenigen, die auf der anderen Seite standen, müssen allenfalls einen Knick in ihrer Karriere hinnehmen. Ansonsten gehen sie ihren Weg weiter.

Wir können vermuten, dass auch Kittel, wenn er es erlebt hätte, als „Mitläufer“ eingestuft worden wäre – wie Wilhelm Gieseler, der seit dem Januar 1955 wieder kommissarisch als Leiter des Tübinger Anthropologischen Instituts fungierte. Obwohl die Spruchkammern schnell arbeiteten, kam sein „Fall“ nicht mehr zur Verhandlung. Immerhin durfte Kittel im Februar 1948 nach Tübingen zurückkehren. Dort erkrankte er und starb am 11. Juli 1948. Die Traueransprache des Tübinger Systematikers Adolf Köberle zitiert die Bergpredigt: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“